



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Theorie des Grafen Gobineau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es sei heute mit diesem Bericht genug. Mag manches einzelne Wort der Theoretiker, das er wiedergiebt, die Kritik vom Standpunkt des Praktikers herausfordern, die allgemeinen Grundsätze nationalökonomischen Denkens, die wir in ihm finden, können gar nicht eindringlich genug dem deutschen Volke zur Beachtung empfohlen werden. Unsrer Regierungen und Gesetzgeber haben schon viel zu lange gewirtschaftet wie Kinder, die Volkswirtschaft spielen, und die volkswirtschaftlichen Gelehrten haben die Reigen gedichtet und die Märchen erfunden, die sie spielten. Es wird harte, lange, rücksichtslose Arbeit fordern, bis all der agrarische und sozialistische Unrat, der sich dabei angesammelt hat, ausgefegt ist oben und unten. ß



Die Theorie des Grafen Gobineau



Es ist merkwürdig, wie oft man sich in alten Büchern wiederfindet, oder eigentlich nicht merkwürdig, da ja das Geistesleben der Späteren der Hauptsache nach aus dem besteht, was sie von Früheren geerbt haben. Den Versuch des Grafen Gobineau über die Ungleichheit der Menschenrassen darf man wohl ein altes Buch nennen, denn er ist 1853 erschienen und dem König Georg V. von Hannover gewidmet. Nachdem der vor sechzehn Jahren verstorbene Verfasser, der Europa, Asien und Amerika als Diplomat kennen gelernt und als Gelehrter durchforscht hatte, durch die Übersetzungen seiner Asiatischen Novellen und seiner Schilderungen der Renaissance in Deutschland vorteilhaft bekannt geworden war, durfte es der Verlag von Fr. Frommann (E. Hauff) in Stuttgart schon wagen, auch von dem Hauptwerke des Grafen eine deutsche Ausgabe zu veranstalten, die Ludwig Schemann besorgt und von der in diesem Jahre der erste Band erschienen ist.

Gobineau glaubt mit seinen Untersuchungen erst den Grund gelegt zu haben zu einer zukünftigen wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte. Er sucht zu beweisen, daß die Menschenrassen unveränderlich, daß einige von ihnen kulturfähig sind, die andern, sich selbst überlassen, ewig unfähig bleiben, Kultur zu erzeugen, daß alle wichtigen historischen Veränderungen Wirkungen der Rassenmischung sind, und daß die Menschheit hoffnungslos degenerirt, weil sich die edeln Rassen durch fortwährende Mischung allmählich verlieren. Man sieht, daß Gobineau Material geliefert hat für gewisse anthropologische Theorien, die wir vor kurzem in den Grenzboten kritisiert haben, aber von diesen Theorien ist seine eigne weit entfernt. Er glaubt, daß Darwin und Buckle seine Grund-

gedanken aufgegriffen und nach zwei ganz verschiedenen, aber gleich falschen Richtungen hin fortentwickelt haben. Aus der gleichzeitigen kritiklosen Benutzung Gobineaus und Darwins erklärt sich der Widerspruch jener Selektionisten, die über die Degeneration der Menschheit durch Rassenmischung jammern und sich dabei zur Theorie Darwins bekennen, nach der ein natürlicher Ausleseprozeß immer höhere und vollkommene Arten züchten soll. Wir unsrerseits nehmen nicht etwa Gobineaus Theorie in Bausch und Bogen an. Unfre Übereinstimmung mit diesem Forscher beschränkt sich auf folgendes. Wir gehen gleich ihm nicht von einer Einheit aus, sondern von einer Vielheit von Elementen, deren Kombinationen die Mannigfaltigkeit der Welt und die Wandlungen der Weltgeschichte erzeugen. Wir glauben mit ihm an die Beharrlichkeit der Rassen- und Stammeigenschaften, unterscheiden edle und unedle Rassen, halten die weiße Rasse für die edle, und die Germanen für den edelsten Zweig dieser Rasse. Wir bestreiten gleich Gobineau, daß die Menschheit in intellektueller, moralischer und ästhetischer Beziehung fortschreite, und beschränken den Fortschritt auf das technische Gebiet und auf das Wachstum der Zahl der Kombinationen und Erscheinungen. Aber wir halten die Rassenmischung nicht für die einzige Ursache der Veränderungen, wir bestreiten, daß diese Mischung in dem Grade verderblich wirke, wie Gobineau annimmt, und wir bezweifeln die Thatsache der allgemeinen Degenerirung. Außerdem fassen wir manche Einzelerrscheinungen anders auf als er. Im folgenden versuchen wir, über einige Punkte seiner Darstellung einen kritischen Bericht zu erstatten.

Gobineau zeigt, daß, wenn Völker untergehen, ihr Untergang nicht durch Sittenverderbnis verschuldet wird. Ganz wie wir es wiederholt gethan haben, weist er auf die eigentlich selbstverständliche Thatsache hin, daß es nicht die Tugend im christlichen Sinne ist, was die Phönizier und die Römer alter und neuer Zeiten reich und mächtig gemacht hat, sondern Habsucht, Unterdrückung und rücksichtslose Ausbeutung der Schwächern, Treulosigkeit und andre ähnliche Eigenschaften und Handlungsweisen, die kein Katechismus empfiehlt. Und es hat die Blüte der mächtigen Völker auch nicht beeinträchtigt, daß sie ihren Reichtum dazu verwandten, sich sinnliche Genüsse zu verschaffen, die im Katechismus ebenso wenig gelobt werden. Ganz richtig hebt Gobineau hervor, daß die Spartaner eigentlich nur eine organisirte Räuberbande gewesen sind, und daß man den harten Cato nicht einen guten Menschen nennen kann, daß aber der Ruhm Spartas auf seiner Räuberbandenverfassung und die Größe Roms auf der Härte seiner Bürger in der „guten alten Zeit“ beruht hat. Die Römer der Kaiserzeit, meint er, seien viel bessere Menschen gewesen. Es ist eine ganz bestimmte Mischung guter und schlechter — moralisch beurteilt schlechter — Eigenschaften, die ein Volk groß macht, und es ist nicht einmal richtig, daß das, was man gewöhnlich Sittenreinheit nennt, einen notwendigen Bestandteil der Mischung ausmache. Die heutigen Franzosen sind auch in dieser Beziehung besser als ihre Väter im Zeitalter Ludwigs XIV. Von der

Lasterhaftigkeit der alten französischen Aristokratie hat der keinen Begriff, der nicht die Memoirenlitteratur und die Briessammlungen jener Zeit kennt. Aber diese in allen Lastern schwelgenden Könige, Prinzen und Kavaliere haben eine Unzahl von Kindern — ehelichen und unehelichen — hinterlassen, und die Macht Frankreichs hat sich nach dem moralischen Tiefstand unter dem Regenten noch hundert Jahre lang aufwärts bewegt. Und was es heute bewirkt, daß der französische Stamm verdorrt und dadurch auch die politische Macht Frankreichs gelähmt wird — so viel Lärm es auch mit seinen kolonialen Unternehmungen machen mag, in einem Kriege würde eben doch die überwiegende Volkszahl der Nachbarn zu seinen Ungunsten entscheiden —, das sind nicht die außerehelichen Ausschweifungen seiner Männer, sondern es ist ihr starker Familiensinn; nicht in einer liederlichen Aristokratie, sondern in einer auf möglichst guter Versorgung der Kinder bedachten Bauernschaft wurzelt das heutige Verderben. Auch die sogenannte Sittenverderbnis trägt nur in bestimmten Formen und unter gewissen Umständen zum Untergange der Völker bei.

Mit dieser Thatsache hängt die andre, ebenfalls von Gobineau ausführlich erörterte zusammen, daß das Christentum mit der Zivilisation unmittelbar nichts zu thun hat. Die christliche Religion will Gläubige und gute Menschen, nicht reiche, mächtige und hochgebildete Nationen machen. So falsch die Meinung von der natürlichen Gleichheit aller Menschen im allgemeinen auch ist, darin wenigstens sind die gelben und die schwarzen Menschen den weißen gleich, daß sie an Gott und ein ewiges Leben, an Himmel und Hölle, an Christus den Erlöser glauben, daß sie den Eltern gehorchen, sich jeder Ungerechtigkeit enthalten, züchtig leben und Nächstenliebe üben, daß sie also Christen sein können. Dem Christentum steht also die Möglichkeit offen, die universale, die Weltreligion zu werden. Aber zivilisirte oder zur selbständigen Erzeugung von Zivilisation befähigte Menschen macht das Christentum aus den Farbigen auch dann nicht, wenn seine Verkündiger zivilisirten Völkern entstammen und daher den Befehrten die Kenntnisse, Fertigkeiten und Lebensgewohnheiten der Kulturvölker beibringen. Sich selbst überlassen, versinken die Befehrten, wie die Neger auf Haiti und die Indianer Südamerikas, in ihre alte Barbarei. Am weitesten in der Dressur, meint Gobineau, hätten es die Jesuiten in Paraguay gebracht, aber wäre diese Kolonie auch nicht durch äußere Gewalt zerstört worden, so würden aus ihren Bewohnern dennoch keine wirklich zivilisirten Menschen geworden sein, wenn ihnen nicht durch Vermischung mit Europäern kulturfähiges Blut zugeführt worden wäre. Das Christentum, schreibt er Seite 84, „ist zivilisatorisch, insofern es den Menschen besonnener und milder macht; indessen ist es dies nur indirekt, denn es setzt sich nicht zum Ziele, diese Milde und diese Ausbildung der Einsicht auf die vergänglichen Dinge anzuwenden, und überall sehen wir es sich mit dem sozialen Zustande begnügen, worin es seine Neubefehrten findet, so unvollkommen auch dieser Zustand sein mag; vorausgesetzt nur, daß es das daraus entfernen kann,

was der Gesundheit der Seele schadet, ist ihm an allem übrigen in keiner Weise gelegen. Es läßt die Chinesen mit ihren Gewändern, die Eskimos mit ihren Pelzen, jene Reis, diese Walfischspeck essen, ganz wie es sie gefunden hat, und legt keinerlei Wert darauf, daß sie eine andre Lebensweise annehmen. Wenn der Zustand dieser Völker eine dem eignen Wesen entsprechende Verbesserung verträgt, so wird das Christentum gewiß darauf aus sein, sie herbeizuführen; aber es wird die Gewohnheiten, die es zuerst angetroffen hat, nicht ganz und gar ändern und nicht den Übergang von einer Zivilisation zur andern erzwingen, denn es hat deren keine angenommen; es bedient sich ihrer aller und steht über allen.“ Nie habe er „die ganz moderne Lehre begriffen, die darauf hinausläuft, das Gesetz Christi derart mit den Interessen dieser Welt zusammen zu werfen, daß man eine angebliche Ordnung der Dinge, genannt christliche Zivilisation, daraus hervorgehen läßt.“ Dagegen gebe es unzweifelhaft heidnische Zivilisationen, denn bei den alten Ägyptern, den Indern und den meisten übrigen Heidenvölkern fielen eben Religion und Zivilisation in eins zusammen.

Für die Behauptung, daß die Zivilisation nur quantitativ fortschreite, bringt Gobineau ungefähr dieselben Beweisstücke bei, auf die auch wir uns oft berufen haben. Er erinnert u. a. an Athen, von dem wir wohl schon allzuoft gesprochen haben, und an Ciceros Briefe. In der That, man denke sich, daß durch reinen Zufall eine aus 877 Stücken bestehende, von keinem Freunde und Verehrer gesichtete und zurecht gemachte Korrespondenz irgend eines bedeutenden Mannes unsrer Zeit auf die Nachwelt komme, es wird sich doch fragen, ob sie so vollkommen wie diese dem höchsten Begriff der Kultur entsprechen würde: so wenig Klatsch, Skandal und leeres Gerede, so viel wertvolle Gedanken, so viel Sorge um das Gemeinwohl, so viel Zeugnisse eines auf Erkenntnis der höchsten Dinge und auf Herzensbildung gerichteten Strebens, soviel Beziehungen edelster Freundschaft zu wackern Männern, solche Zartheit der Empfindung und Feinheit des Takts, die sich in der Behandlung von Freundschafts- und Familienverhältnissen verrät, die der Erziehung des Sohnes und des Neffen zugewandte liebevolle Fürsorge, der untröstliche Schmerz über den Tod einer innig geliebten Tochter und der von wahrer Seelengröße zeugende Trostbrief des Freundes (Servius Sulpicius), das schöne Verhältnis zur Dienerschaft und die anhaltende Fürsorge für erkrankte Diener, dazu die Mäßigung und Höflichkeit in der Erörterung zum Teil peinlicher Angelegenheiten mit politischen und persönlichen Gegnern, der geistreiche Scherz und die Anmut, die die Lektüre angenehm machen, und — der korrekte Bau jedes einzelnen Satzes — eine solche Vereinigung von Vollkommenheiten wird ein Mann unsrer Zeit nicht leicht zustande bringen, auch wenn er mit Rücksicht darauf schreibt, daß seine Briefe einmal werden gedruckt werden. Gewiß, Ciceros Charakter zeigt Schattenseiten — Mommsen hat sie übertreibend hervorgehoben —, aber es handelt sich hier nicht um den Charakter, sondern um

die Zivilisation, und diese nimmt keineswegs in demselben Maße ab und zu wie die Güte des Charakters.

In Beziehung auf die höchsten Fragen der Menschheit, die metaphysischen, hat es auch nach Gobineau die heutige Menschheit noch keinen Schritt weiter gebracht als die ältesten Weisen. Und in Beziehung auf den technischen Fortschritt weist er auf die Thatsache hin, daß er vielfach nur eine mechanische Fortbewegung in dem Geleise ist, das ein bahnbrechender Geist eingeschlagen hat. Alle Errungenschaften der modernen Technik sind vortreffliche Werkzeuge, aber ihr Nutzen hängt ganz und gar von der Beschaffenheit derer ab, die sie gebrauchen; das gelte ganz besonders vom Buch- und Zeitungsdruck, der weit weniger zur Förderung höherer Kultur als zur Förderung von Interessen benützt werde; die Presse leiste vor allem „Tagesdienst.“ Auch in der Politik sei von Fortschritt nichts zu bemerken. Alle heutigen Verfassungen seien schon einmal oder schon öfter dagewesen. Sie seien allesamt nur Variationen und Kombinationen zweier Urtypen. Der eine werde durch das (im dreizehnten Jahrhundert zerstörte) Reich der Wolgabulgaren dargestellt, wo die Regierung jeden hängen ließ, der Geist verriet, der andre finde sich in dem nubischen Staate Tasogl, wo, wenn man mit dem König nicht mehr zufrieden ist, seine vornehmsten Unterthanen kommen und ihm sagen: Du gefällst den Männern, den Weibern, den Kindern, den Ochsen und den Eseln nicht mehr, mache, daß du fortkommst aus dieser Welt.

Wie die Leser wissen, glauben wir nicht an ein objektives Ziel der Entwicklung der Menschheit, sondern nur an subjektive Ziele, d. h. die Veränderungen der menschlichen Gesellschaft und die Kulturfortschritte haben nicht den Zweck, einen Zustand herbeizuführen, der das an sich Wertvolle wäre, sondern sie sind nur die Mittel, den Menschen jeder Zeit zur Erreichung ihrer Lebenszwecke: zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit und zur Begründung ihres Glücks zu verhelfen. In wie weit diese Einzelzwecke erreicht werden, läßt sich nicht erforschen, da kein Forscher in alle Einzelseelen eindringen kann, und das wäre notwendig, wenn man eine Glücksbilanz ziehen wollte, wie sie die Pessimisten zu ziehen sich herausnehmen. Oberflächlich betrachtet, sieht allerdings auch nach Gobineau das Menschenleben trostlos aus. „Armselige Menschheit, ruft er S. 218, sie hat es nie dahin gebracht, ein Mittel ausfindig zu machen, alle Welt zu kleiden und alle Welt vor Durst und Hunger zu schützen. Gewiß weiß der geringste der Wilden mehr als die Tiere; aber die Tiere kennen das, was ihnen nützlich ist, und wir kennen es nicht. Sie bleiben dabei, und wir können es nicht festhalten, wenn wir es ja einmal entdeckt haben. Sie sind in normalen Zeiten stets durch ihre Instinkte dessen gewiß, daß sie das notwendige finden. Wir dagegen sehen zahlreiche Horden, die seit Anbeginn der Jahrhunderte aus einem unsichern und leidenden Zustande nicht herauszukommen vermocht haben. Insofern nur das irdische Wohlbefinden in Frage kommt, haben wir vor den Tieren nichts voraus, nichts, als einen Horizont, der eine weitere Überschau gewährt,

aber endlich und begrenzt ist wie der ihrige.“ Dazu unterliege die Menschheit dem Gesetz, daß sie jeden Vorteil mit einem entsprechenden Nachteil erkaufen müsse, z. B. die höhern Grade geistiger und sittlicher Ausbildung mit Leiblicher Verkümmernng. „Die menschliche Erkenntnis flackert beständig hin und her, eilt von einem Punkte zum andern, hat keine Allgegenwart, übertreibt den Wert dessen, was sie inne hat, vergißt, was sie fahren läßt; festgekettet in dem Kreise, aus dem nie herauszukommen sie verurteilt ist, bringt sie es nur dadurch zur Ertragsfähigkeit des einen Teils ihrer Gebiete, daß sie den andern brach liegen läßt, und steht dadurch also immer zugleich höher und tiefer als ihre Vorfahren. Die Menschheit übertrifft sich also nie selbst; sie ist also nicht ins unendliche vervollkommnungsfähig“ (S. 224).

Was dann die Rassenunterschiede anlangt, so ist die Überlegenheit der höhern Rassen nach Gobineau nicht am „sittlichen und geistigen Wert der Individuen“ zu messen. In Beziehung auf den sittlichen sei ja schon die Gleichheit der Menschenrassen durch die Fähigkeit aller, das Christentum aufzunehmen, hinlänglich erwiesen. Was das geistige Gebiet betrifft, so werde er sich schon aus dem Grunde hüten, jeden Neger für einen Dummkopf zu erklären, weil er dann gezwungen werden könnte, zu bekennen, daß jeder Europäer gescheit sei. Er leugne gar nicht, daß mancher Neger unserm durchschnittlichen Bauern, ja selbst einem wohlunterrichteten Bürger von guter Begabung an Intelligenz überlegen sei; nicht die Einzelnen dürfe man vergleichen, sondern die Leistungen der ganzen Völker müsse man ins Auge fassen, da trete dann der Unterschied deutlich hervor. Das ist wohl richtig, aber weit entfernt von einer genauen Auskunft darüber, woran es denn nun liegt, daß die Rassen und Völker, trotz großer Ähnlichkeit vieler ihrer Individuen, im ganzen so verschieden sind. Und diese Auskunft erhalten wir auch nicht in dem Abschnitte, worin er die Begriffe Zivilisation und Kultur erörtert. Er verwirft die Definitionen, die Guizot und Wilhelm von Humboldt gegeben haben. Guizot lassen wir beiseite. Humboldt erklärt die Zivilisation für die „Vermenschlichung der Völker in ihren äußern Einrichtungen und Gebräuchen und in der darauf Bezug habenden innern Gesinnung.“ Erhebe sich das zivilisirte Volk zu Kunst und Wissenschaft, so habe es Kultur. Den höchsten Gipfel der Kultur erklimme der gebildete Mensch, d. h. der Mensch, der in seiner Natur „etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart besitzt, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.“*) Das ist ein wenig dunkel, aber was Gobineau, der dagegen polemisirt, über die Sache sagt, ist auch nicht viel klarer. Er legt bei der Darstellung der Rassenunterschiede das Hauptgewicht

*) Humboldts Werk über die Kawisprache, worin diese Stelle steht, ist uns nicht zugänglich, sonst würden wir nachsehen, ob sie der Übersetzer nachgeschlagen oder bloß aus dem Französischen zurückübersetzt hat; die „Gefühle des geistigen und sittlichen Strebens“ erscheinen verdächtig.

nicht auf die Kultur- oder Zivilisationsstufen, sondern auf das Verhältnis der beiden Naturtriebe zu einander, die sich auf jeder Stufe geltend machen, und von denen der eine auf die Befriedigung der materiellen, der andre auf die der geistigen Bedürfnisse gerichtet ist. In der Darstellung der Äußerung dieser Triebe bei Völkern und Völkergruppen wird der Begriff der Zivilisation nur nebenbei erklärt. Seite 112 heißt es nämlich: „Ich komme zu den Gruppen, deren Grundelement eine so starke Lebenskraft hat, daß es alles, was seiner Wirkungssphäre nahekommt, bindet und einschließt, es sich einverleibt und die unbestrittene Herrschaft einer mehr oder minder wohl in sich geordneten Gesamtheit von Ideen und Thatsachen, mit einem Worte dessen, was eine Zivilisation heißen kann, über unermessliche Gegenden hin aufrichtet.“ Was ist hier mit dem Grundelement gemeint? Der herrschende Stamm der Völkergruppe oder die Naturanlage? Sehen wir von dieser Unklarheit ab, so haben wir folgende Erklärung: Zivilisation entsteht, wenn ein Volk geistes-, willens- und leibesstark genug ist, sich die in seinen Bereich kommenden Erscheinungen einzuverleiben, sich die ihm erreichbaren materiellen Güter anzueignen, den Reichtum von Ideen, Gütern und Einrichtungen, den es so erwirbt, zu einem geordneten Ganzen zu verbinden, das ein unterscheidbares Gepräge zeigt, und diese seine Daseins- und Lebensform in einem großen Gebiete zur Herrschaft zu bringen. Diesen Begriff von Zivilisation kann man sich gefallen lassen, nur muß man mit Humboldt hinzufügen, daß es noch eine höhere Stufe giebt, die man auch mit ihm Kultur nennen kann. (Wenn wir nicht irren, herrscht augenblicklich der entgegengesetzte Sprachgebrauch vor, indem die Lebensformen der Naturvölker und Barbaren als Kulturen bezeichnet werden, der Ausdruck Zivilisation den Europäern vorbehalten bleibt.) Unterläßt man das, so erscheint die chinesische Zivilisation der griechisch-römischen und der modern-europäischen ebenbürtig, wogegen wir ganz entschieden protestiren müßten. Gobineau scheint es in der That so zu meinen, und doch ist erst, wenn man diese höhere Stufe ins Auge faßt und sie als ein Vorrecht der weißen Rasse anerkennt, der Rangunterschied unter den Rassen begründet. Mit den Worten „Kunst und Wissenschaft“ ist nun freilich die Kultur im Unterschiede von der Zivilisation noch nicht hinlänglich charakterisirt. Auch die Chinesen haben Kunst und Wissenschaft, aber was für eine! Es handelt sich hier um den Kern der Wissenschaft vom Menschen, und es wäre Anmaßung, wenn wir auch nur versuchen wollten, diesen hochwichtigen Gegenstand mit ein paar Worten zu erledigen. Aber das Geständnis wollen wir doch nicht zurückhalten, daß wir denen beistimmen, die das Humanitätsideal in den Hellenen verwirklicht sehen und diesen daher die echte und höchste Kultur zuschreiben. Wenn man also das griechische Leben in seine Elemente zerlegt und dann wieder die Zusammenfügung dieser Elemente zu einem Ganzen ins Auge faßt, wird man das Wesen der Kultur ergründen. Die Griechen haben, vorzugsweise durch Plato und Aristoteles, die Methoden begründet, nach denen unsre heutige, von chinesischen und sonstigen asiatischen

„Wissenschaften“ himmelweit verschiedene Wissenschaft arbeitet, und sie haben uns unsterbliche Muster wissenschaftlicher Untersuchung hinterlassen. Die Griechen sind die einzigen unter den alten Völkern, die in ihrer Kunst Schönheitsideale verwirklicht haben, und sie sind darin unübertroffen geblieben. Bei ihren Dichtern und Philosophen finden wir die äußerste Zartheit und den feinsten Takt des sittlichen Empfindens, sodaß noch heute jeder Herz und Gemüt an ihnen bilden kann. Und diese drei Gebiete des Seelenlebens erscheinen unter sich und mit dem Leibesleben zur harmonischen Einheit verschmolzen in vielen ihrer geschichtlichen wie der von ihren Dichtern geschaffnen Personen; denn es gehörte ja bekanntlich zum Wesen ihres Volkstums, daß ihre Geistes- und Herzensbildung nicht zur Verkümmern, sondern zur Vollendung ihrer leiblichen Kraft und Schönheit führte. Dieses Humanitätsideal konnte deswegen nur kurze Zeit lang und nur in einem winzigen Bruchteile der weißen Rasse verwirklicht werden, weil, wie ja auch Gobineau richtig bemerkt hat, die Aufgaben, die der wechselnde Strom des Lebens den Völkern stellt, einander für gewöhnlich ausschließen, sodaß man die eine fahren lassen muß, wenn man die andre ergreift. Die Kultur der Völker und der Einzelnen erscheint daher einseitig, die Gesamtkultur stückweise an ihre Träger verteilt; aber daß diese Träger Teilhaber der echten Kultur sind, die man wohl als die europäische bezeichnen darf, müssen sie dadurch beweisen, daß ihnen die Sehnsucht nach dem im hellenischen Vorbilde verwirklichten Ganzen und das Verständnis für dieses Vorbild nicht verloren gegangen ist. Das Ästhetische bleibt dabei das Entscheidende, wie sich jeder klar machen kann, wenn er überlegt, was uns denn eigentlich die exotischen Kulturen niedriger erscheinen läßt als die unsern; nicht als ob leibliche Schönheit das höchste wäre, aber weil es das unmittelbar Wahrnehmbare ist, das, worin sich uns das Wesen der Menschen offenbart. Auch Gobineau hebt hervor, daß von wirklicher Schönheit nur bei der weißen Rasse gesprochen werden könne. Eine Rasse aber, deren Mitglieder keine Menschen Schönheit zu sehen bekommen, kann auch von Schönheit keinen Begriff haben, und schon darum fehlt ihrem Seelenleben ein wesentlicher Bestandteil, schon darum leidet ihr Wesen an einer Unvollkommenheit, die als Häßlichkeit oder Mangel an Schönheit zu Tage treten muß.

Gobineau ist also auf dieses Wesen der Kultur im höchsten Sinne, das zugleich die Eigentümlichkeit der weißen Rasse ausmacht, nicht eingegangen und hat dafür die Rassen und Völker daraufhin angesehen, welcher der oben genannten beiden Triebe bei ihnen vorherrscht. Mit den Ergebnissen dieser Untersuchung sind wir nur zu einem sehr geringen Teile einverstanden, gar nicht aber mit der Bezeichnung der Charaktere, die aus dem Vorherrschenden des einen Triebes entstehen. Er bezeichnet die Völker, bei denen die Richtung auf das Materielle und Nützliche vorherrscht, als die männlichen, und die mehr auf das Geistige gerichteten als die weiblichen. An die Spitze der

männlichen stellt er die Chinesen, an die der weiblichen die Hindu. Der Fall, daß sich der Mann in der Verfolgung geistiger Interessen in Hirngespinnste verirrt, während das Weib auf den praktischen Nutzen bedacht ist, kommt doch wohl öfter vor als der umgekehrte. Mag der Unterschied des männlichen vom weiblichen Gemüt liegen, wo er will, im Vorherrschen des Geistigen oder des Sinnlichen liegt er gewiß nicht. Daß die Hindu etwas weibliches haben, ist richtig, aber den Eindruck entschiedner Männlichkeit machen die ganz anders gearteten Chinesen wahrhaftig nicht. Richtig ist auch, daß die Römer in ihrer ältern Zeit sehr männlich waren, und daß einander heute Germanen und Romanen als männliche und weibliche Erscheinungen gegenüberstehen. Aber doch nur mit Einschränkungen; die Spanier z. B. haben mehr männliches als weibliches oder weibisches an sich.

Die Dauerhaftigkeit einer Kultur soll nun auf ihrer Gleichartigkeit und diese auf der Rassenreinheit beruhen. Die Rassenreinheit bringt es mit sich, daß das Mischungsverhältnis der Grundtriebe, vorzugsweise der beiden Triebe, die Gobineau fälschlich als den männlichen und den weiblichen bezeichnet, konstant bleibt. Das ist im ganzen richtig, aber in der Anwendung macht Gobineau sonderbare Schnitzer, so z. B. wenn er Seite 136 schreibt: „In der Kunst des Regierens sehen wir [die moderne Zivilisation] den Schwankungen, die durch die Ansprüche der so grell von einander abstehenden Rassen, die sie in sich begreift, herbeigeführt werden, sklavisch unterworfen. In England, in Holland, in Neapel, in Rußland sind die Grundlagen noch ziemlich dauerhaft, weil die Bevölkerungen homogener sind oder wenigstens Gruppen der nämlichen Art angehören und verwandte Instinkte haben.“ Neapel und Gleichartigkeit der Bevölkerung! Neapel und Dauerhaftigkeit der politischen Grundlagen! Haben doch schon mittelalterliche Chronisten erkannt, daß dort das Volk nichts taugt, weil es aus zu vielen verschiedenen Völkern gemischt sei!

Gobineau preist die Einheitlichkeit der Zivilisationen reiner Rassen, z. B. der Griechen in ihrer Blütezeit, und sucht nachzuweisen, daß im heutigen Frankreich eine tiefe Kluft die Gebildeten von den Volksmassen trenne; die Bauern dächten und fühlten ganz anders als die Gebildeten, hätten ein ganz anderes Christentum*) als diese und haßten deren Zivilisation. Das mag wahr sein, aber Gobineau ist entschieden im Irrtum, wenn er die starken Bildungsunterschiede innerhalb jedes modernen Volks auf Rassenmischung und nur auf solche zurückführt. Die Hauptsache ist die moderne Arbeitsteilung in Verbindung mit den starken Vermögensunterschieden. Möchte ein Volk so rassenrein sein, wie es will, bei der heutigen Arbeitsteilung, die auf der einen Seite einen mit ungeheuerem Fachwissen beschwerten Gelehrtenstand, auf der andern

*) Sollte nicht auch das Christentum des bekehrten Negers ein wenig anders aussehen, als das des gebildeten Franzosen, und bekommt nicht dadurch die Behauptung, daß alle Menschenrassen gleichmäßig der Aufnahme des Christentums fähig seien, einen eigentümlichen Sinn?

von allen Bildungsmitteln ausgeschlossene mechanische Handarbeiter fordert, vermöchte es die Einheit des Denkens, des Fühlens, der Sitten, mit einem Worte der Kultur nicht aufrecht zu erhalten. Dasselbe gilt von der Degenerierung; Rassenmischung ist zweifellos in vielen Fällen ihre Ursache, aber in noch mehr Fällen kommt sie von andern Ursachen. Es ist ganz unmöglich, daß ein Geschlecht, das in den Kellern und Hinterhäusern unsrer Großstädte geboren wird, in engen Höfen heranwächst und in Fabriken, Sudelwerkstätten und Gruben oder in Schreibstuben — die Kneipen nicht zu vergessen — seine Säuglings- und Mannesjahre zubringt, die Rasseigenschaften der alten Germanen bewahre. Übrigens ist es mit der Degenerierung der modernen Völker noch nicht so gar schlimm. Man mag den Yankee, die zu den am stärksten gemischten unter den modernen Völkern gehören, noch so viel übles nachsagen, das muß man ihnen lassen, daß sie sich in dem elend vorbereiteten Kriege, den sie jetzt führen, tapfer schlagen, und tapfere Männer sind nicht degeneriert. Die rassenreinsten Asiaten sind, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, zu allen Zeiten vor den Europäern einfach fortgelaufen, von den mancherlei Barbaren anzufangen, die vor den Griechen und Macedoniern ausriffen, bis auf die vermeintlich männlichen Chinesen unsrer Tage.

Im einzelnen wird also wohl an Gobineaus Werke so manches zu berichtigen sein, die Grundgedanken aber sind der Beachtung höchst wert; ihre Verbreitung wird hoffentlich dazu beitragen, in dem Gewirr ethnologischer, kulturgeschichtlicher und entwicklungstheoretischer Meinungen einige Ordnung zu stiften; somit muß die Übersetzung als eine verdienstliche und dankenswerte Leistung bezeichnet werden.



Die Gedichte Michelangelos

1



ahrelang vorbereitet und mit Ungeduld von den Liebhabern dieser Studien erwartet, liegt jetzt die neue kritische Ausgabe der Gedichte Michelangelos vor, bearbeitet und erläutert von Professor Karl Frey in Berlin.^{*)} Auch die von Professor Guasti in Florenz im Jahre 1863 veranstaltete Ausgabe war eine kritische; sie ging auf die Handschriften zurück und veröffentlichte die Gedichte zum erstenmal in der Form, wie Michelangelo sie hinterlassen hatte, während sie bis dahin nur

^{*)} Die Dichtungen des Michelagnolo Buonarroti, herausgegeben und mit kritischen Apparaten versehen von Dr. Karl Frey, Professor der neuern Kunstgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, G. Grote, 1897.